Hermann Mayer

Eine Kindheit in Kriegs- und Nachkriegszeit

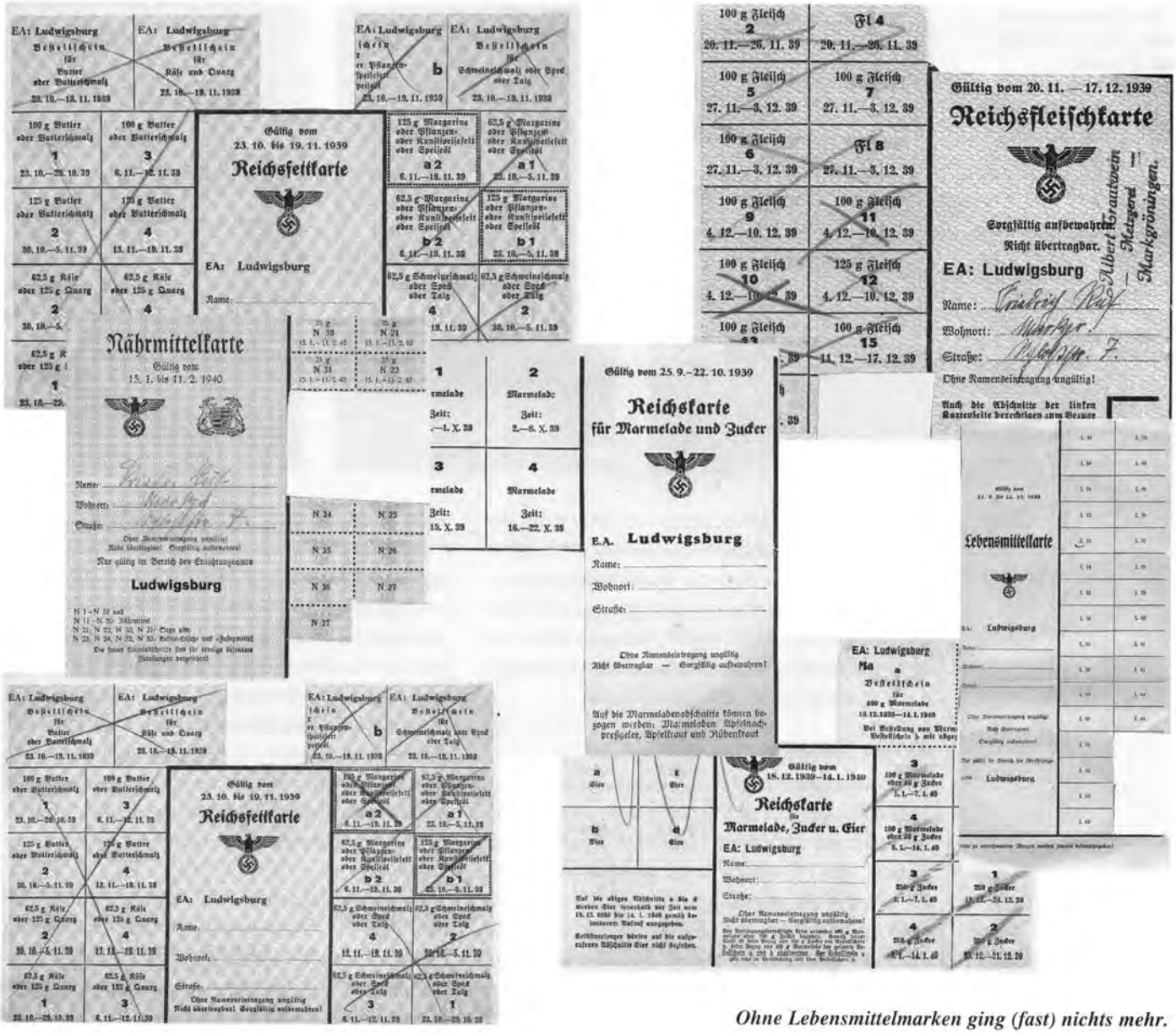
Hermann Mayer, Jahrgang 1935, wuchs in die Kriegszeit hinein. Seine auf Tonband erzählten Erinnerungen vermitteln in ihrer Mischung aus Erlebtem und dem, was er damals von seiner Erwachsenenwelt erfuhr, ein zeitnahes Bild vom Alltag eines Kindes im „Dritten Reich".

Unser Haus mit dem Laden in der Ostergasse, wie er bis zum Umbau in den 50er Jahren aussah. (Mayer)

Der Laden

Unsere Eltern kauften 1932 das Haus in der Ostergasse 21, ein Geschäftshaus – für die damaligen Verhältnisse – in allerbester Lage. Es war im Schuss, hatte relativ moderne Wohnungen und kostete 12.000 Mark. Vater hat erstmals 1935 etwas an dem Haus verändert: Die ausgetretenen Natursteine der Staffel vor dem Haus wurden vom Steinmetz und Bildhauer Hermann Berner ausgewechselt. Ursprünglich gehörte zu dem Haus auch die Scheune dahinter, in der eine Brauerei untergebracht war. Im eigentlichen Haus befand sich danach die Verwaltung. Es muss auch eine Kneipe darin gewesen sein, denn unser Vater hatte mit dem Laden auch eine Ausschankkonzession für Bier und Schnaps übernommen, die aus dieser Brauereizeit stammen musste. Er durfte deshalb auch Dinkelacker-Bier verkaufen. Am Bier selbst hat er allerdings nicht viel verdient. Der Vorteil aber war, dass ihm die Brauerei einen großen Eisschrank stellte. Mit den jeweiligen Bieranlieferungen kamen dann auch immer die großen Eisblöcke. So hatten wir auch für unseren privaten Bedarf immer eine Kühlmöglichkeit, denn elektrische Kühlschränke für die privaten Haushalte gab es damals noch nicht.

Vater hatte eine gemischte Handlung mit Lebensmittel, etwas Glas und Porzellan und Dingen des täglichen Bedarfs. Öl und Essig verkaufte er aus Kanistern. Auf dem Ladentisch standen in Schaugläsern Bonbons und Eszet-Schokolade, von der er – wie auch von Kaiser's Kaffeegeschäft – die sogenannte „Niederlage" hatte. Links stand die Kasse und unter dem Ladentisch standen die Säcke mit Zucker und Salz. Während des Krieges hat er vorwiegend Lebensmittel verkauft. Ich kann mich noch



Ohne Lebensmittelmarken ging (fast) nichts mehr.

„Ein Knabe mit lockigem Haar" – 3 Jahre alt. (Mayer)

Mein erster Schultag 1941. (Mayer)

Eine kleine Schwester. (Mayer)

gut entsinnen, wie wir sonntags am Tisch saßen und die Eltern die Lebensmittelmarken auf Zeitungspapier aufklebten. An der Seite wurde hochgerechnet. Am Montag dann brachte der Vater sie aufs Rathaus und erhielt dafür wieder Bezugsscheine, mit denen er dann z. B. bei Büchsenstein & Essig in Ludwigsburg wieder einkaufen konnte.

Frühe Erinnerungsbilder

Kindheitserinnerung ist für mich immer ein Erinnern an Kriegszeit, an Friedenszeiten meiner Kindheit kann ich mich nicht erinnern. Da ist der Sandkasten. Die Photographie ist gemacht worden in Richtung Valet'sches Haus, da stehe ich als kleiner Zwerg und habe so ein „Käshemd" an, wie früher die Fuhrleute Hemden hatten. Auf dem Kopf habe ich noch alle meine Rollenhaare. An die konkrete Situation dieser Aufnahme kann ich mich nicht mehr erinnern; auch nicht an unsere Erholungsaufenthalte im Schwarzwald. Meine früheste Erinnerung setzt mit dem Kindergarten ein, also 1940 mit fünf Jahren. Im Spital in der Bezgasse war das „Kinderschüle" mit der Schwester Friederike. Ich hatte so eine Blechbüchse mit einem Kläpple zum Auf- und Zumachen um den Hals gehängt bekommen, wie eine Botanisiertrommel. Sehr gut kann ich mich an meinen ersten Schultag erinnern, an dem mich meine Mutter in den Garten stellte, in dem es auch eine Schaukel gab, um ein Bild von mir zu machen. Damals waren meine Haare schon geschnitten.

Im Klassenzimmer hing ein Kalender mit einem Bild des Fliegerhelden Mölters. Wir Kinder haben sicherlich nicht „Sieg Heil" geschrien. Es war aber für uns ein selbstverständliches Alltagsbild, dass es da Männer gab, die in Braunhemden

herumliefen, und dass Soldaten besonders verehrungswürdige Menschen sind. Sie waren es, die uns vor einem bösen Feind verteidigten, von dem wir allerdings keine so rechte Vorstellung hatten, außer vielleicht der, die uns die Plakate von den Wänden suggerierten. Das waren die Bilder vom russischen Untermenschen. Um Gottes willen, wenn so was zu uns kommt, da musst du schon Angst haben! Oder das „Feind hört mit"-Plakat, auf dem eine düstere Gestalt mit einer Kralle auf eine Lokomotive zugriff. „Räder müssen rollen für den Sieg", solche Bilder der Propaganda hab ich als Kind schon sehr wohl registriert. Aber das konnte ich nicht so recht erfassen, wenn es hieß: Der oder der ist gefallen.

Die Sonntage waren fast immer dumpfe Sonntage, auch wenn die Sonne schien. Fast jeden Sonntagnachmittag war ein Trauergottesdienst für irgendeinen Gefallenen, zu dem die SA dann mit schwarzen Fahnen aufmarschierte.

Auch die Volkstrauertage haben bei mir einen lebhaften Eindruck hinterlassen, wenn Salut geschossen wurde. An die Beerdigung vom Ballmann aus dem Präzeptorhof erinnere ich mich noch sehr gut. Er war wohl an der Front verwundet worden und starb daran dann in Ludwigsburg im Lazarett. Diese Leute waren ja auch „auf dem Felde der Ehre gefallen" und erhielten eine entsprechende Beerdigung. Ballmann wurde an seinem Haus auf einer Lafette abgeholt und von Pferden auf den Friedhof gezogen. Da ging man natürlich mit. Eine Heeresabordnung folgte im Trauerzug, andere Soldaten marschierten mit. Am Grab standen die unvermeidlichen „Goldfasanen" (Parteifunktionäre in Braunhemden) herum, vielleicht auch die HJ, das weiß ich nicht mehr so genau. Rechts und links waren Soldaten postiert und schossen drei Salven in die Luft. Während die Kriegsflagge ins Grab gesenkt und wieder gehoben wurde, spielte eine Musikkapelle „Ich hatt' einen Kameraden". Die Leute weinten ohne Ende. Eine solche Beerdigung – das muss etwa 1941 gewesen sein – habe ich später nicht mehr erlebt. Viele Männer aus Markgröningen sind gefallen. Die Familie Gustav Hengel verlor z. B. drei Buben und der vierte, der Jüngste, fiel später von der Scheune herunter und war von da an querschnittsgelähmt. Diese Familie hat schon viel durchgemacht.

Unser Vater, Jahrgang 1902, wurde 1938 erstmals mitsamt seinem Auto als Fahrer eingezogen, obwohl er im Prinzip schon zu alt war.

Das war in den Monaten der allgemeinen Mobilmachung, die kurz nach dem „Anschluss" von Österreich ausgerufen wurden.

Eine gewisse Zeit war er in München in der Freimann-Kaserne stationiert gewesen, kam aber dann nach ein paar Wochen wieder zurück.

Er wurde dann der Geschäftsführer der damaligen Spar- und Darlehenskasse, die eine Geschäftsstelle ein paar Häuser weiter in der Ostergasse hatte. Während der Vater dann tagsüber seine Arbeit in der Sparkasse verrichtete, bediente die Mutter im Laden.

Die Zeit der „Blitzsiege"

An den eigentliche Kriegsausbruch kann ich mich nicht mehr erinnern. Eine Szene aber – das muss etwa 1940/41 zu der Zeit des Frankreichfeldzuges gewesen sein – hat sich mir bis heute ganz stark eingeprägt: Die deutsche Marine hatte ein feindli-

Chronik

1932 Hindenburg wird erneut mit den Stimmen der Sozialdemokraten zum Reichspräsidenten gewählt. 6 Millionen Arbeitslose in Deutschland

1933 Hindenburg ernennt Hitler zum Reichskanzler. Der Reichstag bestätigt mit dem „Ermächtigungsgesetz" die Hitlerdiktatur

1934 SS übernimmt die KZs. Nichtangriffpakt Polens mit Deutschland und der UdSSR für zehn Jahre. Beginn des Autobahnbaus.

1935 Nürnberger Gesetze („Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre"). Beginn der Judenverfolgung. Wiedereinführung der Wehrpflicht.

1938 Österreich und Sudetenland dem deutschen Reich einverleibt. England und Frankreich billigen Hitlers Annektionspolitik (Münchner Abkommen). Otto Hahn gelingt die Kernspaltung des Uranatoms. 9.–11. November: Gelenkte Pogrome der „Reichskristallnacht"

1939 Beginn des 2. Weltkriegs mit dem Überfall auf Polen am 31. August (Fingierter Überfall auf den deutschen Sender Gleiwitz). Einführung der Bezugsscheinpflicht für den lebenswichtigen Bedarf wie Lebensmittel, Textilien, Kohlen.

ches Schlachtschiff versenkt und das wurde richtig gefeiert. Die Leute, die in den Laden kamen, tanzten nicht gerade, aber sie waren ganz euphorisch. Im Nebenzimmer des Ladens, dem „Bürole", stand damals ein Volksempfänger, der mit schmetternder Fanfare die Sondermeldungen über die „Blitzsiege" ankündigte: „Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt: Ein großer Sieg ... usw."

Ich sehe mich heute noch im Laden stehen, der damals noch nicht umgebaut war. Die Treppe führte noch in der Mitte hinauf, auch die rundbogigen Schaufenster gab es noch, und die alte Ladeneinrichtung war auch noch vorhanden.

Vater sprach noch mit einigen Leuten und schloss dann den Laden ab, um schnell wieder zu horchen, was im Radio kam.

„Kriegsdienstverwendungsfähig Heimat"

Der Vater wurde 1942 erneut einberufen. Dass man ihn – inzwischen vierzigjährig – noch einmal holte, hing wohl auch damit zusammen, dass er sich geweigert hatte, in die Partei einzutreten. Der damalige Ortsgruppenleiter Schmückle hatte ihn sehr bedrängt, es könne nicht angehen, dass er als Geschäftsführer der Spar- und Darlehenskasse und als Geschäftsmann, der doch irgendwie im öffentlichen Interesse stehe, sich der 'Bewegung' so fernhalte und immer noch nicht der Partei angehöre.

Hinzu kam, dass der Vater im Liederkranz und vor allem auch im Kirchenchor sang, was von Seiten der örtlichen Parteifunktonäre gar nicht gerne gesehen wurde. Das alles mag eine Rolle bei seiner erneuten Einberufung gespielt haben. Die Stimmung daheim war natürlich sehr gedrückt und hob sich erst wieder etwas, als es hieß, man könne den Vater besuchen, bzw. er könne uns besuchen, denn er war „kriegsverwendungsfähig Heimat" geschrieben. Er war unter anderem in Lauffen am Neckar bei einer Sperrfeuer-Flak-Batterie stationiert.

Zwischen Hausen und Nordheim – heute undenkbar – hatte man den Stuttgarter Hauptbahn-

Lockvogel bei Lauffen

Weil etwa zwei Kilometer außerhalb des Ortes der „Stuttgarter Hauptbahnhof" stand, erlebte Lauffen am Neckar als eine der ersten Städte in Württemberg die Schrecken des Zweiten Weltkriegs. Die Deutsche Luftwaffe baute im Gewann Großes Feld aus Attrappen eine Gleisanlage, auf der nachts beleuchtete Rollwagen fuhren. Die Nachbildung des Stuttgarter Hauptbahnhofs sollte feindliche Flugzeuge zu sinnlosen Bombenabwürfen verleiten.

Die Schein-Anlage wurde von zwei Flak-Stellungen zwischen Nordheim-Nordhausen und Nordhausen-Hausen „gesichert". Die beiden Batterien, deren ältestes Geschütz aus dem Jahr 1916 stammte, wurden von einem Gefechtsstand in Lauffen dirigiert. Der Auftrag: „Kein gezieltes Feuer, nur Sperrfeuer nach Tabelle".

Tatsächlich fanden bis 6. Mai 1942 vierzehn Nachtangriffe gegen den falschen „Hauptbahnhof" statt, wobei mehrfach auch Lauffen getroffen wurde. Drei Menschen kamen ums Leben. Vierzig Totalschäden wurden gemeldet, darunter zwanzig Bauernhöfe und der Bahnhof. Aber im Mai 1942 entlarvten die Alliierten mit ihrem neuen Radarsystem den Betrug.

Aus: Uwe Jacobi, Das Kriegsende. Szenen 1944/45 in Heilbronn, im Unterland und in Hohenlohe. Heilbronner Stimme, 1986

Auch im Sommer 1941 Erntehilfe der HJ.

Richtlinien des Reichsjugendführers für die Sommerarbeit der Deutschen Jugend

Der Reichsjugendführer hat jetzt die Arbeitsrichtlinien für den Sommereinsatz 1941 der deutschen Jugend aufgestellt. Bei der HJ., also den Vierzehn- bis Achtzehnjährigen, steht die Wehrertüchtigung mit Leibesübungen, Kleinkaliberschießen, Geländedienst und theoretischem Unterricht beherrschend im Vordergrund des Dienstplanes. Beim BdM. findet die befohlene pflichtmäßige Gesundheitsdienstausbildung der sechzehn- bis siebzehnjährigen Mädel besondere Beachtung. Im Deutschen Jungvolk wieder sind die Grundschule der Leibesübungen, Modellbau, Luftgewehrschießen und Spiele stark hervorgehoben. Dazu kommen die gemeinsamen Gebiete der Erziehung im Rahmen der Jugenddienstpflicht, die Hilfe bei der Frühjahrsbestellung, bei der Ernte, und bei der Kartoffelernte — jeweils aber erst vom 13. Lebensjahre ab das Heilkräutersammeln der Mädel im Mai, das Lindenblütensammeln der Jungen im Juni und Juli, das Kastanien- und Heilkräutersammeln im September.

Die weltanschauliche Erziehung auf den Heimabenden, die sportlichen Wettkämpfe, die Wochenendfahrten und vor allem eine ausgebaute kulturelle Betreuung ergänzen das imposante Bild einer einzigartigen Jugendführung. Jeder regelmäßige Dienst der Jugend, mit Ausnahme der Sonntagsdienste, ist zeitlich auf höchstens zwei Stunden zu beschränken.

Auf Befehl des Reichsjugendführers findet in diesem Sommer ein verstärkter HJ.-Einsatz in den Obstgebieten statt, nämlich in den Gebieten Ostland, Danzig-Westpreußen, Wartheland, Generalgouvernement, Nieder- und Oberschlesien, Sudetenland und Böhmen-Mähren. In Luftwarngebieten dürfen Zeltlager nicht veranstaltet werden.

Die HJ. beansprucht für ihren Pflichtdienst den ersten und dritten Sonntag im Monat. Der zweite und vierte Sonntag sind im allgemeinen dienstfrei. Der Muttertag, der 18. Mai, ist für alle Einheiten dienstfrei.

Der Vater als Soldat vor einer Sperrfeuer-Flak (Mayer)

hof als Atrappe aufgestellt. Als wir Vater dort besuchten, habe ich das gesehen. Der „Bonatz-Turm" war 2,40 m hoch, ich als Kind hätte gut darin herumlaufen können. In der Nacht wurde das Ganze angestrahlt. Tatsächlich ließen sich die Alliierten täuschen und flogen Angriffe. Es gab Tote, auch in Hausen und Nordheim.

Weil wir vom Vater nichts hörten, drängte die Mutter darauf, nach Lauffen zu fahren. Das war dann eine dieser abenteuerlichen Reisen damals, bei der man den ganzen Tag unterwegs war. Man musste nach Tamm zum Bahnhof laufen, saß dann stundenlang auf den Bahnhöfen herum, bis wieder der nächste Zug kam. Für ein Kind so langweilig wie sonst was. (Das Zügle von Markgröningen nach Ludwigsburg war ja eine recht gute Verbindung, aber wer in Richtung Heilbronn fahren wollte, musste erst mal zu Fuß zum Tammer Bahnhof gehen – schon aus Sparsamkeit.

Wenn mein Großvater zum Beispiel von Derdingen zu uns kam, fuhr er mit dem Postauto, das neben Briefen und Paketen immer auch ein paar Personen mitnehmen konnte.)

Als wir dann endlich in Lauffen ankamen, erzählte der Vater uns von dem nächtlichen Angriff und dass bis jetzt eine Nachrichtensperre darüber verhängt worden sei. Auch in ihrer Sperrfeuerbatterie hatte es Tote gegeben. An den Flakgeschützen waren die Ummantelungen teilweise aufgesprungen, weil sie die ganze Nacht haben feuern müssen.

Was der Vater da erzählte, hat mich natürlich sehr beeindruckt. Sehr stolz war ich als Kind darauf, einen Vater zu haben, der hier den bösen Feind bekämpfte.

Chronik

1940 Einrichtung des Konzentrationslagers Auschwitz. Im Sommer bildet sich der „Kreisauer Kreis" um die Grafen Moltke und York von Wartenburg, der Überlegungen über eine Neuordnung nach Diktatur und Krieg entwickelt.
Der antisemitische Film „Jud Süß" kommt in die Kinos.
1941 Am 22. Juni Überfall auf die UDSSR. Einsatzkommandos der SS und der Gestapo folgen den deutschen Truppen und führen Massenerschießungen von Juden und Oppositionellen durch.
1942 20. Januar: Auf der Wannsee-Konferenz wird von den Nazis die Ausrottung der Juden beschlossen. Von da an beginnen die Massendeportationen. Viele Konzentrationslager werden zu Vernichtungslagern.
Im Frühjahr beginnt die studentische Widerstandsgruppe um die Geschwister Scholl – „Weiße Rose" – mit ihren Flugblattaktionen gegen das Hitlerregime.
11. November: Sowjetische Offensive bei Stalingrad.

Die Stimmung sinkt

Später, nachdem die Euphorien über „Blitzsiege" langsam abgeklungen waren, wurde die Stimmung eigentlich immer gedrückter.

Als Kind stand ich viel im Laden herum – was hätte ich auch machen sollen. Da wurde viel von den Gefallenen gesprochen. Das meiste verstand ich zwar nicht, aber das, was ich hörte, war natürlich ungeheuer interessant. Die Stimmung begriff ich schon, andererseits hat man als Kind aber auch

bestimmte Dinge nicht so recht zusammengekriegt. „Auf dem Felde der Ehre gefallen" oder diese bombastischen Heldengedenktage, die man im Radio mithörte, das passte doch irgendwie nicht zusammen, wenn im Laden die Frauen sich weinend in den Armen lagen, dann dachte man doch auch, dass das mit dem „Felde der Ehre" wohl auch nicht so toll sein konnte.

Für uns Kinder war der Krieg Normalität. Wir kannten ja nichts anderes. Trotzdem hatte man immer ein beklommenes Gefühl, wenn man von Gefallenen hörte, die man kannte. Mit dem Begriff Tod konnte man als Sechs-, Siebenjähriger sicher noch nicht sehr viel anfangen, aber man wurde ständig damit konfrontiert; der Tote lag zwar nicht vor einem, aber es war immer Thema.

1942, 43, 44 gab es das ja nicht mehr, dass die Leute sich noch über irgendwelche „Siegesmeldungen" freuen konnten. Sie liefen eher ernst und verheult herum. Die Frauen hockten viel zusammen. Sie hatten ja auch zu besprechen, wie man beispielsweise aus Wegwarten den besten Salat machen kann.

Das waren doch junge Frauen um die 35 Jahre, deren Männer fast alle im Krieg waren. Wenn da z. B. die Moserin bei der Mutter in der Küche hockte und ich dazu kam, brach das Gespräch abrupt ab: „Schwätzet mer nachher weiter" – oder es wurde mit den Bemerkungen abgelenkt: „Na, Mennle, wie geht dir's denn?" – so das übliche Kindergetätschel – „Jetzt, wo der Vater nicht daheim ist, dann bis du ja der Mann im Haus!" Und mittlerweile hat man als kleiner Junge dann auch geglaubt, man müsse tapfer sein, wie mein großes Vorbild Mölters vom Schulkalender.

Als wir dann etwas älter waren und die Fliegerangriffe losgingen, konnte man schon etwas damit anfangen. Da sah man ja, wie Pforzheim brannte, oder in Stuttgart die Flammen hochschlugen; und man sah auch kaputte Häuser in der eigenen Stadt. Wenn ich von da an die Flieger herandröhnen hörte, da bekam ich dann schon Angst.

Es muss Ende '44 oder bereits '45 gewesen sein, als in Markgröningen das Zügle angegriffen wurde. Ich saß auf der Terrasse und machte Schulaufgaben. Der Einflugswinkel der Flugzeuge muss zwischen Scheune und Terrasse gewesen sein. Sie flogen relativ niedrig und drehten. Kurz darauf hörte man schon das Ra-da-da und gleich anschließend pfiff der nächste Flieger daher. Man sah die Leuchtspur von den Bordkanonen und ich flüchtete hastig ins Haus. Bei dem Angriff gab es Tote und Verletzte. An und für sich war das Ganze ein Blödsinn von den Feinden, denn die Strecke wurde nur noch höchstens dreimal am Tag von einem Zügle befahren.

Eine Frau, die hier auf dem Rathaus arbeitete, erlitt bei diesem Angriff einen Durchschuss durch den Fuß. Immer wenn sie mir später begegnete, musste ich daran denken und ich schaute heimlich auf den Fuß. Sie hinkte, und im Sommer, wenn sie keine Strümpfe an hatte, sah man den Durchschuss. Im Täle zwischen Möglingen und Markgröningen war das Zügle angegriffen worden, und wir Kinder rannten gleich dorthin, sprangen um den Zug herum, der nicht gleich abtransportiert werden konnte, weil die Maschine wohl kaputt war. Wir sahen die Einschusslöcher. Überall lagen Patronenhülsen von den Bordkanonen herum, die wir Buben natürlich eifrig einsammelten.

Von Spezialisten, „Kriegerles"-Spielen und Cliquen

Unter den Kindern gab es Spezialisten, die kannten genau alle Flugzeugtypen. Manche surrten wie Bienen, das waren die Jäger. Die Deutschen hatten andere Motoren, die konnte man genau unterscheiden, wie heute Jungen einen Diesel von einem Sechszylinder unterscheiden können.

Wir spielten auch „Kriegerles", sprangen herum und machten „Überfälle". Alles drehte sich um Krieg oder kriegsähnliche Dinge. Auch die HJ war dabei natürlich eine ungemein wichtige Sache. – Wie die Eltern Essen beschafften, darüber machten wir uns keine Gedanken.

Im Grunde hatte die Kindheit in dieser Zeit auch eine unbeschwerte Seite, denn wir hatten enorme Freiheiten. Tagelang waren wir im Gelände unterwegs. Deshalb kenne ich noch heute fast jeden Weg und Steg von Markgröningen und Umgebung bis Unterriexingen und Schwieberdingen oder bis ins Siegental und den Hochwald.

Was hätten wir auch anderes machen sollen?

Meistens waren wir in einer ganzen Kinderschar unterwegs. Allein war man eigentlich nie. Vielleicht war es auch ein Zug der Zeit, möglicherweise hätte man allein auch Angst gehabt. Die Eltern hatten ja gar keine Zeit für ihre Kinder. Sie steckten vollauf in der Arbeit und im Herbeischaffen von Nahrungsmitteln. Wenn man das mit heute vergleicht, was die Leute da für ein Lebtag machen mit ihren Kindern, dann sind wir doch um einiges handfester aufgewachsen.

Ärmere Frauen waren damals froh, wenn ein Bauer sagte: „Komm, geh mit aufs Feld, dann bekommst du heute Abend Milch." Die Frauen hatten ganz selbstverständlich die Arbeiten übernommen, die für das Überleben notwendig waren, denn die Männer waren ja fast alle im Krieg.

Über Tag war die Stadt leer, die Bauern gingen aufs Feld, selbst die Hunde gingen mit auf den Acker und es gab ja praktisch keine Autos. Wir Kinder taten uns gewöhnlich zu Cliquen zusammen. Ich gehörte zur Präzeptorhof-Kirchplatz-Clique, wobei es zwischen Präzeptorhof und Kirchplatz auch schon mal Krach geben konnten, weil die Oswalds-Buben mit den Kecks nicht so gut zu Rande kamen.

Es gab damals einen sehr strengen Winter, das muss 1942 gewesen sein, dem bitterkalten Stalingrad-Winter. Da haben wir im Hof vorm Präzeptorhaus ein richtiges Schneehaus gebaut, in dem wir aufrecht gehen und stehen konnten. Alle Präzeptorhof- und Oswaldkinder hatten darin Platz.

Tagsüber war der Rollfuhrunternehmer Elser mit dem Schneeräumer durch die Straßen gefahren. Das war ein riesiges hölzernes Dreieck, welches vorne mit Eisen beschlagen war. Nach dem Krieg stand das Gerät noch lange aufrecht oben an der Wand der Kelter. Sechs bis acht schwere Belgier-Gäule zogen diesen Räumschlitten durch die wichtigsten Straßen. Wir Kinder durften oben draufsitzen und mitfahren. Für uns war das eine Sensation! Die Leute mussten dann ihre Hauseingänge freischaufeln und Kinder konnten über die Schneeberge rechts und links nicht mehr hinaussehen.

Später war ich noch zur Wettegasse-Clique hin orientiert, in der der Kienzles Werner ein wenig der Rädelsführer war.

Tagelang stromerten wir im Wald herum, doch wenn die Betglocke läutete, mussten wir zu Hause sein, denn eine Uhr hatten wir Kinder nicht. Aber

auch die meisten Leute auf dem Feld orientierten sich an der Kirchturmuhr oder den Glocken.

Die Fünfzehn- bis Siebzehnjährigen trafen sich meist nach der Arbeit oben an der Post. Dort standen sie dann in ganzen Trauben und unterhielten sich. Andere saßen vielleicht auch vor oder hinter dem Haus zusammen. Jedenfalls gehörte es sich nicht für die Jugendlichen, ins Gasthaus zu gehen.

Wer kann wem noch trauen?

Wenn der Vater zu Hause war, konnte es oft vorkommen, dass das Gespräch zwischen meinen Eltern auch abrupt abbrach, wenn ich als Kind ins Wohnzimmer stürmte. Das habe ich sehr wohl gemerkt, und ich nehme an, dass sie sich über Probleme des Nationalsozialismus und all den damit verbundenen Schwierigkeiten, die für sie im Alltag entstanden waren, unterhalten hatten. Wahrscheinlich hat mein Vater der Mutter auch erzählt, was er von da draußen wusste, wo wieder eine Front zusammengebrochen war. Sie verstummten sofort, denn inzwischen hatte sich die Denunziation fast schon als allgegenwärtig in den Alltag eingeschlichen, und zwar nicht nur unter den Erwachsenen, den Nachbarn, den Arbeitskollegen. Sie erfasste auch die Familien, wobei sich so etwas zwischen Eltern und Kindern gar nicht immer als bewusste Denunziation abspielen musste. Das konnte beim Kind ganz unbewusst aus seiner aufrichtigen Naivität heraus geschehen.

Wenn da der Lehrer vielleicht eine Sache sehr parteikonform schilderte, hätte man vielleicht gesagt: „Was, das hat aber mein Vater ganz anders gesagt!" – und der Lehrer hätte schnurstracks zurückgefragt: „Was hat denn dein Vater gesagt?" Ob die Lehrer das mussten oder wollten, da möchte ich keinem meiner damaligen Lehrer zu nahe treten. Die Lehrerschaft, die wir in Markgröningen hatten – auch wenn sie nachher alle in der CDU waren und jeden Sonntag zweimal in die Kirche sprangen – damals waren sie zumindest angepasst im NS-System. Jedenfalls bekam ich vom Lehrer Schumacher einmal eine Tatze, weil ich morgens nicht „Heil Hitler" gesagt hatte, eher unbewusst, nicht aus Absicht, ich habe wohl noch halb gepennt. Vielleicht war ich wohl auch zu spät dran.

Ein erwartungsvoller kleiner Nazi

Wenn der Lehrer ins Klassenzimmer kam, hieß es: „Aufstehen!" Man musste raustreten aus der Bank und laut rufen: „Heil Hitler!" Ab und an wurde vom Lehrer dann ein Wort des Führers gesprochen. Eigentlich war ich ein erwartungsvoller Nazi; sicherlich nicht zur Freude meiner Eltern. Das wurde mir aber erst im Nachhinein klar.

Ich stand mit Begeisterung am Straßenrand, wenn am Sonntagmorgen die HJ, das Jungvolk, die Pimpfe und NSKK (Nationalsozialistisches Kraftfahrer-Korps) ausrückten zu ihren sonntäglichen Übungen.

Oben im Ober-Torturm hatte beispielsweise das Fliegercorps ein Bastelzimmer. Einmal hat mich einer dorthin mitgenommen und ich durfte zusehen, wie die aus Sperrholz Leichtflugzeuge bastelten. Diese Gruppe war eine Unterabteilung der Hitlerjugend. Alle Vereine waren ja inzwischen gleichgeschaltet. Sport wurde zur Wehrertüchtigung eingesetzt. In der HJ waren alle Jungen zwischen 14 und 18 Jahren erfasst, danach wurden die jungen Männer gleich zum „Kommis" eingezogen.

Ab 10 Jahren gab es die Pimpfe. Vorher steuerte das Regime bereits über Kindergarten und Schule die Kinder. Wer am 1. April zehn Jahre alt war, erhielt eine Art „Einberufungsbefehl" zu den Pimpfen. Das war bei mir am 1. April 1945 der Fall. Ich musste am Spitalplatz antreten. Mein Fähnleinführer war Fritz Moser, dessen älterer Bruder Pfarrer wurde. (Der alte Fritz Moser war wohl Arzt aber bereits gestorben, als die Familie von Berlin nach Markgröningen in die Bahnhofstraße kam.) Der Fähnleinführer war vielleicht Jahrgang 1932 und schon ein paar Jahre in der Hitlerjugend.

Ich hatte diesem 1. April entgegengefiebert: Hoffentlich geht der Krieg nicht zuende, damit ich auch noch zur Hitlerjugend komme und vielleicht kann ich auch noch Soldat werden! Solche Gedanken zeigen schon, dass wir Kinder schon ziemlich vom Regime beeinflusst waren.

Der CVJM: Verboten, aber zähneknirschend geduldet

Trotzdem war ich mit neun Jahren 1944 in den offiziell nicht mehr existierenden CVJM gegangen. Es gab noch eine schwache Struktur dieses Kreises, der – wie gesagt – offiziell nicht bekannt sein durfte. Pfarrer Völter, der „Kriegspfarrer", betreute diesen Jugendkreis, der sich im zweiten Pfarrhaus am Kirchplatz, unten rechts in dem kleinen Versammlungsraum traf.

Es war der Robert Seitz, der mich damals in diese Art Jungschar mitgenommen hat. „Geh doch mal mit, da lesen sie heute Abend Karl May vor." Anschließend war dann auch eine Bibelandacht, was für mich ja eigentlich normal war, denn zu Haus war es vor allem die Mutter, die abends die Bibel las und Hausandachten hielt, besonders in der Zeit, in der der Vater eingezogen war.

In diesen CVJM-Kreis zu gehen war wohl weder gefährlich noch ungefährlich. Mir war das jedenfalls damals überhaupt nicht bewusst, dass diese Gruppierung im Widerspruch zum Regime stand. Man hörte zwar schon aus den Gesprächen der Erwachsenen heraus, dass er den Nazi-Offiziellen suspekt war und oftmals sichteten sie hinterm Vorhang den Schmückle, der sehen wollte, wer da im Pfarrhaus ein- und ausging.

Da waren der Erich Lutz und Fritz Späth dabei. Späth hat auch die Orgel gespielt und war den NSDAP-Leuten ein Dorn im Auge. Als er 16 Jahre alt war, haben sie ihn dann auch gleich eingezogen; er ist dann schon bald danach gefallen. Auch Erich Lutz wurde damals, noch in der Endphase des Krieges, 1945 eingezogen und all die anderen Leute, die sich in diesem kirchlichen Kreis bewegten. Pflügers Albert gehörte dazu, der schon im Krieg war, der alte Hengel, Wilhelm Pflüger und Wilhelm Österreicher von der Finsteren Gasse waren auch dabei und der alte Eisele. Und wenn Albert Pflüger heimkam, konnte es durchaus sein, dass sie sich trafen.

Unmittelbar nach Kriegsende, noch 1945, entstand dann plötzlich der CVJM wieder, samt Posaunenchor. Auch die zurückgekehrten Kriegsteilnehmer stießen sofort wieder dazu, z.B. der Vater von Gerhard Pflüger, der dann aber bald an den Kriegsfolgen starb. Auch die Gutscher-Buben waren wieder dabei und der alte Flaschner Gerne, der den Posaunenchor dirigierte, in dem auch sein Vetter Gustav Hengel mitspielte. – Während der Kriegszeit durfte in der Kirche der Posaunenchor

nicht mehr spielen. Aber nach 1945 tauchten die Instrumente dann plötzlich alle wieder auf.

Es soll ja auch in Markgröningen eine „Bekennende Kirche" gegeben haben. Dass sie sich vernehmlich – aktiv oder passiv – am Widerstand beteiligt hätte, davon allerdings hat man wenig gemerkt. Vielleicht war ich auch zu jung, um in dieser Hinsicht etwas zu durchschauen. Aber viele, die vorher so laut „Heil Hitler" geschrien hatten, waren jetzt plötzlich eifrige Kirchengemeinderäte oder haben auch wieder die Orgel gespielt ...

Sonntags-Aufmärsche und sonstige NS-Spektakel

Die organisierten Kinder und Jugendlichen mussten sonntags um 8 oder 9 Uhr zum Geländespiel antreten. Das war Pflicht. Da hatte der, der in die Kirche wollte, gar keine Chance. Aber es war ja wohl auch so, dass es die meisten Kinder mehr zu den Pimpfen und zur Hitlerjugend zog, denn bei denen war ja immer was geboten. Man wäre versauert, hätte man nicht dabei sein können.

Es gab immer öffentliche Aufmärsche mit dem Banner, „Kamerad Fäustle" – Zibold – stand auf dem Marktplatz und schmetterte Führerparolen. Im Carrée trat die Hitlerjugend und die NSKK in schwarzen Uniformen an. Einmal – das muss etwa 1943/44 gewesen sein – veranstaltete die Fliegergruppe von Markgröningen mit ihren selbstgebastelten Leichtflugzeugen aus Sperrholz einen Fliegertag, zu dem wir Kinder in Scharen hinströmten. Auf der Schlüsselburg wurden Hanggleiter gestartet, indem viele Leute oben die Flieger festhielten, die an einem Gummiseil befestigt waren. Die anderen gingen mit diesem Seil den

Einer der zahlreichen Aufmärsche

Steilhang hinunter und spannten es so, dass der Hanggleiter quasi hinausgeschossen wurde.

Schießsport gab es natürlich auch. Das Schützenhaus mit einer Schießbahn stand unterhalb des Benzbergs. Unter der Woche grubelten wir Kinder dort nach Bleikügelchen.

Sonntags schoss die SA dort: und wenn sie Wettbewerbe veranstaltete, geschah das dann auch wieder mit großem Brimborium im Marschtritt, vorneweg der Flügelmann Fritz Pehe; mit ihm lauter Leute, die damals schon mit vierzig, fünfundvierzig Jahren zu alt waren, um noch zum Militär eingezogen zu werden. Diejenigen, die der Partei nicht ganz so zuverlässig erschienen, waren natürlich auch nicht in dieser SA-Gruppe, und die konnte auch ihr Alter nicht vor einer Einberufung schützen. Sie wurden, wie auch mein späterer Schwiegervater, der Bildhauer Hermann Berner, zum Volkssturm „zur Verteidigung der Heimat" eingezogen. Aber es hat auch Männer gegeben, die sich dann zum Schluss noch schnell zur Partei bekannten und in SA-Uniform herumgelaufen sind. Als die dann sahen, dass drüben im Siegentäle bereits die Marokkaner hockten, um des Führers „Endsieg" zu verhindern, da haben auch sie ihre Uniformen schleunigst wieder ausgezogen.

Nächte im Luftschutzkeller

Seit 1945 die schweren Angriffe gegen Heilbronn und Stuttgart geflogen wurden, mussten wir viel im Keller zubringen. Es wurde vorher immer im Radio bekannt gegeben, wenn feindliche Fliegerverbände im Anflug waren. In der Einflugschneise heulten die Sirenen, dann war es Pflicht, in den Keller zu gehen.

Es gab ausgewiesene Luftschutzbunker. Unser Keller in der Ostergasse war ein solcher Luftschutzraum. Er besaß eine Gasschleuse, die bereits 1941/42 eingebaut werden musste. Die Bezahlung der Schleuse war kein Thema, wichtig war, Mate-

Chronik

1943 Die Hitler-Jugend wird zu Luftwaffenhelfern eingezogen. Nach wochenlangen schwersten Kämpfen kapituliert zwischen dem 31. Januar und 2. Februar die 6. Armee unter General Paulus in Stalingrad. 91.000 deutsche Soldaten gehen in sowjetische Gefangenschaft. Am 18. Februar verkündet Goebbels im Berliner Sportpalast den „Totalen Krieg".

1944 Mit der Propagierung der sogenannten „Wunderwaffen" V1 und V2 versucht das Regime in der Bevölkerung den Glauben an den Endsieg zu nähren.

20. Juli: Das Attentat von Stauffenbergs auf Hitler schlägt fehl. Alle beteiligten Offiziere werden noch am gleichen Abend erschossen. Im September überschreiten Amerikanische Truppen die deutsche Grenze. Alle Männer zwischen 16 und 60 Jahren werden zum Volkssturm eingezogen.

1945 Sowjetische Truppen brechen an der Weichsel durch.

Am 13. und 14. Februar fliegen alliierte Bomber einen Großangriff auf Dresden mit verheerenden Folgen. Ende April kommen auf dem Todesmarsch von 30.000 Häftlingen aus dem KZ Sachsenhausen nach Mecklenburg ca. 10.000 Menschen um.

Am 30. April begeht Hitler Selbstmord. Bedingungslose Kapitulation am 9. und 10. Mai.

rial dafür zu bekommen. Der Vater nahm die Gelegenheit wahr, insgesamt einige Baumaßnahmen im Haus vorzunehmen. So wurden z. B. Bad und Toilette eingebaut, vorher hatten wir ja nur ein „Plumpsklo", das dann umgebaut wurde zur Speisekammer. Auch die Waschküche wurde eingebaut. Ich vermute, dass da auch etwas illegal ablief; der Vater hatte damals so einiges mit dem Maurer Rückert verwurschtelt. Ich habe von der ganzen Sache noch Rechnungen.

Beim Einbau der Gasschleuse wurde ein Ausstieg auf die Straße gemacht. Eine Treppe war ohnehin da, die ursprünglich von der Straße herunterging. Sie dienten damals der Brauerei zum Herabschaffen der Fässer. Die Eisenstäbe von dem früher hier eingebauten Fenster mussten ausgebaut werden und das Fenster wurde vergrößert, sodass ein sogenanntes „Mannloch" entstand, durch das man durchschlüpfen konnte. Von außen kam eine Stahltüre mit einem Hebel dagegen, der von innen zu öffnen war. Wäre das Haus verschüttet worden, hätte man hier einen Ausgang gehabt.

Unser Keller war vorgeschriebener Luftschutzraum für uns, die ganze Familie Seitz und noch ein paar Bewohner vom Präzeptorhof. Wenn Alarm war, kamen sie mit ihren Kindern unterm Arm. Wir hatten da unten inzwischen ein Matratzenlager eingerichtet, denn in der letzten Zeit war ja fast jede Nacht Fliegeralarm. Auf Landern ging eine Bombe nieder. Einer der alliierten Bomber war abgeschossen worden, der seine Bombenlast ablud, also kein von den Alliierten gewollter Angriff auf Markgröningen.

Wir saßen damals auch im Keller, und ich erinnere mich, dass durch den Luftdruck von der Decke Staub und Mörtel herunterrieselten. Die Frauen kreischten entsetzt auf und wir Kinder weinten. Aber verglichen mit den Bombardements in den Städten war das wohl noch relativ harmlos.

In den letzten Kriegswochen war es dann so, dass die Nachbarn, meist Frauen und Kinder, grundsätzlich nach dem Nachtessen kamen. Die meisten Männer waren ja fort, außer dem alten Gerne. Dessen Frau ging tief gebückt am Stock. Damals als Kind hat sie mich immer so ein bisschen an eine alte Märchenhexe erinnert. Sie hatte die sogenannte Bechterewsche Krankheit.

Die Alliierten rücken näher

In jener Zeit beherrschte Deutschland den Luftraum nicht mehr. Ab und zu hörte man eine Granate heulen. Unser Vater war damals auf dem Burgholzhof in Stuttgart zum Erdbeschuss eingesetzt. Im Hochwald drüben hatten sie einen sogenannten B-Posten und schossen vom Burgholz bis hier herüber. Am Schluss bekamen sie noch sechs von den 8/8- und 10/5-Granaten zugeteilt, mit denen die Wehrmacht von dort feuerte.

Die Amerikaner und Engländer hatten sich damals bei Lauffen natürlich nur einmal bluffen lassen. Die ganze Anlage wurde inzwischen aufgelöst und nach Stuttgart – eben auf den Burgholzhof – verlegt. Die Alliierten suchten sich ja auch inzwischen zunehmend Ziele in Stuttgart. Bei Kornwestheim war zur Abwehr die Eisenbahnflak eingesetzt. Dort hatte man überschwere Kanonen auf Eisenbahnwagen montiert. Als wir den Vater einmal auf dem Burgholzhof besucht haben, hab' ich diese Kanonen – abgedeckt – auf dem Rangier-

bahnhof stehen sehen. Sie kamen mir riesengroß vor.

Es gab Bunker auf dem Hohberg, rechts der Unterriexinger Straße, die durch Telefonleitungen vernetzt waren. Für uns Kinder waren diese Bunker mit ihren Trafokästen eine geheimnisvolle Geschichte.

Nach dem Krieg zogen sich die Mädchen immer im Bunker um, wenn wir in der Enz zum Baden gegangen sind.

Diese Bunker waren die hinterste Verteidigungslinie des Westwalls, der entlang dem Rhein verlief. In Nussdorf lag eine SS-Einheit, die blödsinnigerweise Widerstand gegen die heranrückenden alliierten Truppen leisteten. Darauf hin griffen die Amerikaner mittags an und machten den Ort dem Erdboden gleich. Nur der Kirchturm und ein Stück vom Schloss blieben stehen. Zum Glück waren um die Angriffszeit sehr viele Bewohner auf dem Feld, sonst hätte es in Nussdorf selbst viel mehr Tote gegeben als tatsächlich umgekommen sind.

Schnell hatte sich die Bombardierung von Nussdorf bis nach Markgröningen herumgesprochen, und viele beherzte Leute erklärten darauf, dass sie so ein Desaster Markgröningen ersparen wollten. Das war am 20. April 1945 – „Führers Geburtstag" übrigens.

Das Kriegsende

Seit Wochen gab es keinen Schulbetrieb mehr, vielleicht waren es auch verlängerte Osterferien. Der Laden war geschlossen, denn es gab eh' keine Ware mehr, die noch hätte verkauft werden können.

Außerdem war der Vater beim Militär und die Mutter allein mit uns Kindern. Einmal kam er in Uniform mit zwei Pferden und einem Panje-Wägele, weil die Soldaten dort oben auf dem Burgholzhof nichts mehr zu essen hatten und auch kein Verpflegungsnachschub kam. Als Fourrier war der Vater zuständig für die Rechnungsstelle. Hier bei den Bauern begann er nach Nahrungsmitteln zu fechten, bekam von Frau Seitz wohl einen Sack Kartoffeln und da und dort etwas, denn die Bauern hatten ja immer noch kleinere Reserven. Die Seitzens sagten damals zum Vater: „Bleib doch da, wir verstecken dich in der Scheune im Stroh, die Franzosen stehen doch schon im Siegentäle". Das mit den Franzosen wusste mein Vater sehr wohl, denn vom Burgholzhof aus wurden deren Stellungen beschossen, d.h. die Wehrmacht hatte dort draußen einen Beobachtungsposten, der ihnen melden musste, wie sie ihre Geschütze einstellen mussten – sofern sie überhaupt noch Munition hatten. Vater ging aber wieder, denn es war ihm zu gefährlich. Unerlaubtes Entfernen von der Truppe zog sofort den Tod durch Erhängen nach sich. Das war etwa zwei Tage, bevor die Franzosen kamen und die Stimmung schon sehr nervös war. In der Deutschen Schule am Kirchplatz war eine Truppeneinheit, eine Leitstelle, 121er Infanterie-Ersatz-Bataillon stationiert, die auch zum Teil privat einquartiert war. Wir hatten auch einen Soldaten namens Reichert aus dem Remstal. Oben wohnte eine Frau Kurz, die aus Ludwigsburg bei uns evakuiert war. Ich vermute, dass ihre Wohnung in Ludwigsburg zerbombt war.

Für uns Kinder war das höchst interessant und wohl auch beruhigend: Diese Soldaten werden uns

schon beschützen! Da kann uns nichts passieren, auch wenn es da drüben grollt! Einen dieser Soldaten hat ein Standgericht – noch zwei Tage vor dem Einmarsch der Franzosen – erhängt, weil er in der Nacht nicht zurückgekommen war. Die Militärpolizei hängte ihn in Talhausen an einen Baum.

Der 20. April 1945, ich meine, es war ein Sonntag, ein richtig trüber regnerischer Tag. Ich habe es zumindest so empfunden und in Erinnerung, dass in Markgröningen nicht einmal ein Gockel krähte. Niemand war auf der Straße. Es hieß: Drüben im Siegentäle stehen sie schon. Schmückle sprang herum und befahl, am Oberen Tor eine Panzersperre zu bauen. Zur gleichen Zeit hatten die im Ort stationierten Soldaten ihr ganzes Material, Munition, Gewehre, Panzerfäuste, Uniformen auf die kleine Glemsbrücke kurz vor der Papiermühle hinuntergeschafft und alles in die Luft gesprengt. Danach ist die ganze Kompanie dann schnurstracks abgezogen, was für die Bevölkerung sicherlich auch ein Glücksfall war. Möglicherweise wäre es beim Einmarsch der Franzosen sonst noch zu unnötigem Blutvergießen gekommen. Wir Kinder haben uns mit all dem in der Gegend rumliegenden Material der Wehrmacht eingedeckt. Da sind ältere Buben mit Gewehren und Panzerfäusten herumgelaufen und haben damit in die Luft geballert. Es ist eigentlich ein Wunder, dass dabei nichts passiert ist.

Außerdem hatten die Soldaten im kleinen Schlachthaus in der Helenenstraße ein Ski-Depot. Dort lagerte eine Unmenge von grünweißen Skibrettern, die zu ihrer Ausrüstung gehörten. Viele Leute haben sich diese Bretter zum Teil auch zum Verheizen herausgeholt.

1945: Zwei gute Kameraden.

Wir Jugendlichen haben sie uns natürlich als Ski-Bretter genommen, und in dieser Zeit hat man in Markgröningen nur grün-weiße Ski gesehen.

Zurück zu den Ereignissen um den 20. April: Die Leute wussten: „Jetzt kommen sie! Sie kommen die Steig' herauf!" Überall herrschte eine beklemmende Erwartung. Was würden die Feinde machen? Geht's gleich los? Werden sie schießen? – Auch wir Kinder hatten Angst. Alles war unheimlich. Man stand hinter den Fenstern, aus denen die Bewohner weiße Tücher gehängt hatten, und spähte hinaus.

Das erste, was ich sah, war ein Gewehrlauf, der sich langsam um die Ecke des Schmid'schen Hauses vorne links am Marktplatz vorschob. Dann kam ein Franzose und schaute in die Ostergasse.

Ein paar Schüsse fielen, wohl mehr aus Nervosität, denn die Franzosen hatten sicherlich genauso viel Angst vor den Deutschen wie wir vor ihnen.

Die Übergabeverhandlungen müssen dann sehr rasch am Marktplatz stattgefunden haben. Wie das im Einzelnen vor sich ging, weiß ich nicht. Dr. Umbach war wohl dabei, denn er sprach französisch; mit dabei war Kirschbaum, der vor dem 3. Reich Führer der Orts-KPD war. Die bisherige Stadtregierung war von den Franzosen abgesetzt worden, auch der Polizist Mann, der dann aber später wieder eingesetzt wurde. Er war ja der einzige Polizist.

Wechselnde Besatzung

Die Franzosen verhängten abends eine Ausgangssperre. Die Fenster und Fensterläden mussten geschlossen sein. Wenn sie nicht zu waren, hatten sie so eine Art Kracher, die innen mit Staub und Asche gefüllt waren. Die warfen sie in die offenen Fenster. Aber die „Franzosenherrschaft" dauerte nicht lange.

Plötzlich kamen die Amerikaner. An einem Mittag war Fahnenwechsel auf dem Marktplatz. Sie jagten die Franzosen buchstäblich von der Rathausstaffel herunter. Ich weiß gar nicht, wohin die dann abgezogen sind. Jedenfalls waren wir von da an amerikanische Besatzungszone.

Ich erinnere mich, dass es zweimal Hausdurchsuchungen gab, welche die Amerikaner gründlicher machten als die Franzosen. Morgens um sechs mussten sich alle Bewohner vors Haus stellen, das dann nicht mehr betreten werden durfte. In jeder Straße standen in Abständen Posten, die alles überwachten. Die Leute mussten sich in Gruppen zusammenstellen, damit die Wachen einen besseren Überblick hatten.

Zwischendurch durfte man noch nicht einmal aufs Klo. Eine ältere Frau musste dringend und durfte nicht ins Haus. Ich vergesse gar nie, wie sie sich dann schließlich in ihrer Not auf die Miste vor dem Haus hinhockte.

Erst allmählich kamen die Suchtrupps. Wir standen, wer weiß wie lang vor dem Haus. Erst wenn das Haus durchsucht war, durften die Leute wieder hinein.

Auf Landern hatten die Amerikaner eine Wetterstation. Dort ließen sie Ballons aufsteigen. Auf dem Gelände standen Vorratszelte, in denen vorwiegend Schnüre lagerten, an denen die Wetterballons hochgelassen wurden. Für uns war das eine Kostbarkeit, denn das waren gewachste Schnüre von enormer Haltbarkeit. Weil ich der Kleinste war, musste ich in die Zelte hineinkriechen, um die Schnüre zu klauen. Göhner und Sauer vom Lohrmannsgässle hoben dabei die Zelte an. – Gut zehn Jahre hatten wir so eine Leinenrolle zu Hause, von der immer wieder bei Bedarf ein Stück abgeschnitten wurde.

Allmählich „normalisierte" sich der Alltag, soweit man davon sprechen kann. Die ersten Kriegsgefangenen kamen heim.

Einige von den amerikanischen Offizieren hatten auch Privathäuser beschlagnahmt. In die Schule ging niemand. Wir Kinder gaben uns mit verlassenem Kriegsgerät ab, liefen auf den Feldern herum, stahlen Äpfel und sammelten im Wald Bucheckern. Fast täglich hingen wir bei den Amerikanern herum, die mit uns Blödsinn machten.

Die Schwarzen, die ich da bei uns zum ersten Mal gesehen habe, waren nette Kerle. Einer von ihnen saß locker vor dem „Kasten" in der Schlossgasse auf einem kleinen Stuhl, die Knarre, eine kurze MP neben sich. Wenn ich ihm Tomaten oder Gurken brachte, die ich meiner Mutter aus dem Garten stibitzt hatte – die Versorgung klappte da anscheinend noch nicht – bekam ich von ihm Kaugummi oder Schokolade.

Zuerst hatten wir ja ein bisschen Angst vor diesen rabenschwarzen Kerlen, aber ich wüsste nicht, dass es irgendwelche Ausschreitungen gegeben hätte. Es war eine kämpfende Fronttruppe, die sich uns gegenüber sehr diszipliniert verhalten hat.

Noch während der französischen Besatzung gab es eine ziemlich unschöne Sache. Zwei Frauen hatten mit den Franzosen „fraternisiert". Mit Gewalt wurden sie auf den Marktplatz gezerrt und der Haage Max musste ihnen den Kopf kahl scheren. In Frankreich seien den Frauen, die sich mit deutschen Soldaten eingelassen hätten, auch die Haare geschoren worden, so die Begründung der Akteure.

Gefangenschaft und Heimkehr von Vater Mayer

Etwa Ende August 1945 ist dann unsere Mutter mit uns Kindern zur Großmutter nach Niederwinden bei Rot am See gefahren. Unser Vater war vermisst. Das einzige, was meine Mutter wusste, war, dass er mit seiner ganzen Einheit im Remstal gefangen genommen wurde.

Zuvor hatten sie ihre Geschütze auf dem Burgholzhof sprengen müssen. Sechzehn russischen Gefangenen, die eigentlich in ein KZ zum Erschießen hätten verladen werden sollen, sagten sie, dass sie abhauen und sich nicht erwischen lassen sollten. Wahrscheinlich meldeten sich diese dann bei der Besatzungsmacht und wurden in ein Sammellager untergebracht. Ich nehme an, dass aus einem solchen Lager auch die Polen kamen, die damals Ende 1945 die Spitalmühle überfallen haben. Die Situation damals war eben noch völlig ungeordnet.

Bei seiner Gefangennahme im Remstal traf Vater durch einen Riesenzufall die Tochter von Lehrer Scholderer aus Markgröningen, die dort bei Verwandten war. Über sie konnte er der Mutter die Nachricht geben, dass sie ursprünglich Marschbefehl in Richtung Alpenfestung gehabt hätten, dann aber in amerikanische Gefangenschaft geraten seien.

Die Amerikaner brachten die Gefangenen nach Heilbronn, dort hatten sie ein riesiges Gelände auf freiem Feld eingezäunt. Die Gefangenen mussten sich selbst Latrinengruben ausheben und lagen auf dem freien Acker. Sehr viele von ihnen sind gestorben, vor allem die jungen. Die älteren waren den Strapazen eher gewachsen.

Dann wurde das Lager nach Südfrankreich verlegt und kam zunächst wieder in französische Verwaltung. Die Zustände waren verheerend: Die Gefangenen mussten in einem sogenannten Todeslager im Straßenbau arbeiten, sie bekamen kaum zu essen. Zu zweit lagen sie in Erdlöchern, nur mit einer Zeltplane abgedeckt.

Erst als die Amerikaner wieder das Lager übernommen hatten, besserte sich die Situation. Es wurden Holzbaracken gebaut. Die „Quaker" orga-

nisierten Nahrungsmittelhilfe in Form der sogenannten Care-Pakete. Mittlerweile schaltete sich auch das amerikanische Rote Kreuz ein und nahm erstmals Registrierungen vor. So erhielten wir dann im Frühjahr 1946 die Nachricht, dass unser Vater bei Lyon sei. Alle vier Wochen durften wir auf einer Rote-Kreuz-Karte eine Nachricht schicken. Im Sommer wurde er schließlich entlassen.

Inzwischen hatte sich unsere Mutter dazu entschieden, wieder nach Markgröningen zurückzukehren. Wir reisten mit dem Zug über Aalen-Heilbronn-Ludwigsburg wieder zurück. Die direkte Strecke über Crailsheim funktionierte noch nicht, fast alle Brücken waren noch gesprengt.

Der Laden wird wieder eröffnet

Die Nachbarin Seitz hatte während unserer Abwesenheit die Wohnung etwas betreut.

Als erstes ging der Vater aufs Rathaus, um Bezugsscheine zu bekommen, denn er wollte ja möglichst schnell seinen Laden wieder eröffnen. Aber da hatte einer der ehemaligen Nazis wieder das Sagen, der kurzerhand bestimmte, man habe genügend Geschäfte in Markgröningen, man brauche hier niemanden mehr. Der wollte also so eine Art Gewerbekontrolle hier einführen.

Mein Vater hat dann u. a. Prof. Roemer und Dr. Umbach, der da aber schon nicht mehr Bürgermeister war, eingeschaltet. Jedenfalls schafften sie es dann mit vereinten Kräften, dass er Bezugsscheine bekam und seinen Laden wieder eröffnen konnte, auch gegen den Widerstand des ehemaligen PG.

Vater ist dann auch lange Zeit nicht mehr in den Liederkranz zum Singen gegangen, denn dieser Herr war dort im Vorstand. Im Kirchenchor hat Vater aber weiterhin gesungen. Viele Jahre später, 1952, an seinem 50. Geburtstag, hat er dann doch wieder viele vom Liederkranz eingeladen.

Für uns hatte sich eigentlich erst mit der Wiedereröffnung des Ladens das Leben wirklich normalisiert.

Zu Beginn des Schuljahres 1946 kam ich nach Ludwigsburg auf das Mörike-Gymnasium. Ich hatte die Aufnahmeprüfung nicht machen können, weil der Vater so spät aus der Gefangenschaft gekommen war und wir noch nicht hier waren. Er hat dann mit dem Rektor Grünwald verhandelt, der entschieden hatte, dass ich probehalber am Unterricht teilnehmen solle. Ich musste aber dann doch noch mal mit der ersten Klasse des 36er Jahrgangs von vorne anfangen. Bis zur Mittleren Reife blieb ich auf dem Gymnasium und wechselte dann in die Robert-Frank-Schule, eine kaufmännische Schule.

Ich selbst wäre gerne Ingenieur geworden, aber der Vater sagte: „Du wirst Kaufmann!" – natürlich mit dem Gedanken, später einmal den Laden zu übernehmen. Man dachte damals ja sehr engstirnig und meinte, so einen „Tante Emma Laden" gibt es in hundert Jahren auch noch. Niemals hätte man gedacht, dass eine solch rasante wirtschaftliche Entwicklung einsetzen würde, nach dem, was alles kaputt war.